



W. E. B. Du Bois lebte von 1868 bis 1963. Er gilt als der bedeutendste Denker der Afro-Amerikaner.

Foto Bettmann/Corbis

W. E. B. Du Bois reiste 1936 durch Deutschland

Wissenschaften leben von ihren „turns“. Wenn es schon keine tatsächlichen Umwälzungen des Wissens gibt, dann bieten sie doch wenigstens den Anlass, das eigene Begriffsbesteck zu polieren. Gegenwärtig geschieht das in den Nordamerikastudien, einem Fach, das in dem Land, mit dem es sich befasst, besonders idiosynkratisch ist. Vor einiger Zeit entdeckte man hier die Wende zum Transnationalen: der Radius der Geschichtsschreibung sei auszuweiten, über die Grenzen des Nationalen hinweg, um so von einer auf eine Nation beschränkten Meistererzählung abzurücken und ein Verständnis von Geschichte zu schaffen, das auch Perspektiven von Minderheiten berücksichtigt. Dass aus dieser Absicht oft mehr Gelöbnisrhetorik entstanden ist als wissenschaftliche Erkenntnis, überrascht insofern, als es längst Schriften gibt, die das Paradoxe hinter der Idee enthüllen: ein Beispiel dafür bietet die Berichterstattung, die der schwarze Historiker W. E. B. Du Bois 1936 aus Berlin lieferte.

Du Bois hatte schon Mitte der neunziger Jahre als Student in Berlin und Heidelberg gelebt, er wurde ein großer Bewunderer Deutschlands. Hegels Idealismus und die preußische Bildungspolitik prägten seine Thesen zum Panafrikanismus, mit denen er um 1900 die Grundzüge einer afrikanischen Nationalbewegung entwarf. Wie Christina Oppel zeigt („W. E. B. Du Bois, Nazi Germany, and the Black Atlantic“, *Bulletin of the German Historical Institute*, Washington D. C., Heft 5, 2008), wurde der Begriff der Rasse, der Du Bois' Gedanken unterliegt, entscheidend von seinem Eindruck der Olympischen Spiele von 1936 geprägt. Du Bois wollte in Berlin kritisch über die nationalsozialistische Rassenpolitik berichten – was für ihn bedeutete, zu untersuchen, inwiefern der Begriff der Rasse als Konstrukt einer nationalen Identität nutzbar sein konnte. Man mag annehmen, der sachliche Blick des Wissenschaftlers habe sich spätestens in der Debatte um das Gerücht, Hitler habe sich geweigert, einem schwarzen Athleten wie Jesse Owens zu gratulieren, verengen müssen, doch dies war nicht der Fall. Deutschland hatte für Du Bois eine „ausgezeichnete öffentliche Ordnung“, war aber in sich „nervös“: ein Land, nur zusammengehalten von seiner abstrakten Vorstellung einer Rasse, doch in sich gespalten, weil es „nur Wellen der Zustimmung, aber nie Protest“ zulasse. Als Konsequenz formulierte Du Bois Anfang der vierziger Jahre, Hitlers Deutschland sei Ausdruck einer europäischen Gesamtentwicklung: eines Revolutionsprozesses, der zu einem „transnationalen Gesamteuropa“ hätte führen können, wäre das Rassenkonzept der Nationalsozialisten nicht so „überzogen und lächerlich“ gewesen.

Ob Du Bois' Urteil so milde ausfiel, weil sein Blick getrübt war von seinen eigenen politisch-ideologischen Ambitionen, von seiner Germanophilie, oder schlicht von der Angst vor nationalsozialistischer Zensur und Verfolgung, bleibt unklar. Der Wissenschaft können seine Schriften aber zeigen, dass die Idee des Transnationalen wohl, genauso wie die Thesen von Du Bois, in sich paradox bleiben wird.

MARA DELIUS